

Chronik.

BIBLIOPHILIE.

(Eine Lessing-Jubiläumsausgabe.) Zum 200. Geburtstag Lessings im Jänner 1929 gibt der Otto Quitzow-Verlag (Lübeck) eine 18 bändige Jubiläumsausgabe der Werke Lessings im großen Folioformat heraus. Das Erscheinen der Bände wird sich auf mehrere Jahre erstrecken. Die textliche Gestaltung besorgt auf Grund der Lachmann-Munckerschen Forschungen der als Lessingkenner mehrfach hervorgetretene Oberbibliothekar Dr. Heinrich Schneider, der mehrere Jahre Leiter der Wolfenbütteler Bibliothek war. Es wird nur eine einmalige, in der Presse nummerierte kleine Auflage hergestellt.

(Diderots Inedita.) Aus einem Artikel Hubert Gillots in der »Revue Bleue« geht hervor, daß die noch nicht oder nur in inkorrekt, unvollständiger Fassung publizierten nachgelassenen Werke Diderots viel umfangreicher sind, als man gemeinlich annimmt. Dieser Nachlaß befindet sich im Besitz des letzten Erben, des Barons Le Vavasasseur, der sie den Archiven des Departements Haute-Marne übergeben und durch Paul Ledieu veröffentlichten lassen wird. Unter den Papieren befinden sich fast alle Briefe an Mademoiselle Volland, im ganzen 546, von denen nur 139 publiziert worden sind, ferner eine Menge anderer Briefe, die über viele dunkle Punkte in der Biographie, insbesondere über das vorpariserische Leben in Langres, über Diderots Beziehungen zu seiner Familie, Licht bringen können. Ueberdies eine ganze Reihe von unveröffentlichten Werken oder besser Entwürfen und von Vorarbeiten zu geplanten Werken. Die Manuskripte von erst postum publizierten Schriften lassen erkennen, daß die Edition unvollständig und ungenau vorgenommen worden ist. Aus den hinterlassenen Papieren geht auch hervor, daß Diderot nicht, wie man lange annahm, am 31. Juli 1784 in Paris, an der Rue Richelieu gestorben ist, sondern am 30. Juli in seinem Landhaus in Sèvres. Die Familie scheint den Leichnam heimlich nach Paris gebracht und falsche Angaben gemacht zu haben, um die »dingierte« Beisetzung in der Kirche Saint-Roch zu ermöglichen.

(Versteigerung bei Max Perl.) Das Antiquariat Max Perl in Berlin veranstaltet am 30. August eine Versteigerung von Inkunabeln, deutscher und ausländischer Literatur, illustrierten Büchern, Manuskripten und Urkunden und moderner Graphik aus dem Nachlaß eines Berliner Sammlers und anderem Besitz.

BILDER.

(Vermeers »Religion«.) Ein Hauptwerk des Delfter Vermeer, die Allegorie der christlichen Religion, ist von Dr. Abraham Bredius an den Kunsthändler F. Kleinberger verkauft worden, und so wird auch dieses Bild den Weg nach Amerika nehmen. Das Bild zeigt eine Frauengestalt in blauem Gewande, mit den Attributen des christlichen Glaubens vor einem Kreuzigungsbild sitzend. Auf dem Marmorfußboden ringelt sich die Schlange, liegt der Apfel des Paradieses. Der Delfter Meister hat den ganzen Glanz seiner malerischen Handschrift auf das Beiwerk verlegt, besonders auf den kostbaren Bildvorhang, der die Ecke einnimmt und auf seinem Bild in der Wiener Galerie Czernin wiederkehrt, dem Maler im Atelier. In den letzten Jahren sind von den etwa 40 Bildern, die man von Vermeer kennt, schon 13 nach Amerika gelangt; sieben hängen in New York, drei in Philadelphia, eines in Boston.

(Huldshinskys Metsu in Amsterdam.) „Das kranke Kind“ von Gabriel Metsu, das auf der Berliner Auktion der Sammlung Huldshinsky für 200.000 Mark zugeschlagen wurde, ist jetzt ins Amsterdamer Reichsmuseum übergegangen; der Präsident der Rembrandt-Gesellschaft und mehrere andere

Kunstfreunde haben es der Galerie überwiesen. Das Bild sollte schon 1913 ins Amsterdamer Reichsmuseum kommen; damals war es den Holländern zu teuer, da es der Pariser Kunsthändler Kleinberger auf 312.000 Franken trieb. Nach Holland kamen auch die Briefleserin von Terborch, in die Galerie von Frau von Parnwitz in Bennebroek bei Haarlem — es ist jenes Bild, von dem Wilhelm von Bode stets betonte, daß es Eigentum des Berliner Museums sei, eine Behauptung, die Oskar Huldshinsky lebhaft bestritt — und die »Mutter mit Kind« von Nicolaes Maes.

(Das Lächeln der „Monna Lisa“.) Leonardo da Vincis »Monna Lisa« im Pariser Louvre hat zu einer unabsehbaren Reihe von Interpretationen und auch zu zahlreichen poetischen Produktionen Anlaß gegeben, wie Tizians »Himmlische und irdische Liebe«. Gegenstand der Deutung war insbesondere das mysteriöse Lächeln der schönen Frau, aus dem Aestheten und Dichter allerhand herauszulesen wußten. Wenn man aber einem allerneuesten griechischen Kunstkritiker Glauben schenken wollte, so wäre die Lösung des Rätsels recht einfach.

Im »Messenger d'Athènes« vom 9. August wird nämlich ausgeführt, daß Luisa Gherardini, das Modell des Bildes, die Tochter eines reichen und sehr geizigen neapolitanischen Edelmanns war, der seiner Tochter die landesübliche Mitgift nicht geben wollte, so daß sie mit 23 Jahren trotz ihrer Schönheit noch ledig war. Da entschloß sie sich denn, einem reichen Florentiner Bürgerlichen die Hand zu reichen, einem Francesco del Giocondo (daher »die Gioconda«), der auf die Mitgift verzichtete. Wenn es eine Liebesheirat war, dann war es jedenfalls eine einseitige, denn der Mann sei 57 Jahre alt gewesen, häßlich, kahlköpfig und von ordinären Manieren, seines Zeichens Schlächter und Gerber, und sein Haus »roch sehr schlecht«, wie man aus einem erhaltenen Brief Leonardos wisse. Der Künstler müsse die Frau etwa vier Jahre nach der Heirat kennen gelernt haben, als er aus Lodovico Moros Diensten ausgetreten und wieder in Florenz eingetroffen war. Nun wird aber im Katalog der Kollektion des Fürsten Primoli auch eine vollständig nackte »Gioconda« erwähnt und abgebildet, woraus der Kritiker den Schluß zieht, die Frau sei des Malers Geliebte gewesen und das Rätsel der Kunstgeschichte, weshalb Leonardo an dem Bild vier volle Jahre gemalt habe, löse sich einfach dadurch, daß er das im Louvre hängende Bild, das bekanntlich eine wohlbekleidete Frau darstellt, möglichst hinausgezögert habe, um einen guten Vorwand für die Besuche im Hause des Giocondo zu haben. Eben daraus seien auch die beiden weiteren geschichtlichen Fragen zu lösen, daß der Ehemann das Bild schließlich nicht bezahlen wollte und daß Leonardo selber sich von dem Werke gar nicht trennen konnte, so daß er es nach Rom und dann nach Frankreich mitnahm, wo Franz I. es ihm für zwölftausend Pfund abkaufte, aber trotz vielen Reklamationen erst spät in seinen Besitz gelangen konnte.

Das liest sich ziemlich plausibel und man trägt Bedenken, diese Erklärung, die so vielen schönen Legenden unbarmherzig ein Ende macht, zu verbreiten, denn Goethes Ausspruch besteht zu Recht, daß eine schöne Legende mehr wert sei und auch mehr Wahrheitsgehalt habe, als eine dürftige historische »Wahrheit«.

HANDSCHRIFTEN.

(Papyrus-Funde.) Bei den Ausgrabungen in Herkulanum sind auch eine Anzahl von Papyrus-Handschriften zutage gekommen, deren Bearbeitung eine besonders entsagungsvolle Leistung darstellt. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff weist jetzt in dem kritischen Organ der Akademien der Wissenschaften, der »Deutschen Literaturzeitung«, auf eine neue Veröffentlichung des Professors Achille Vogliano von der Universität Cagliari hin. Er hat in jahrelangen Mühen sich immer wieder mit dem Lesen der verkohl-